

Erster Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke, Königl. Dänischen Kammerherrn und Mitglied des Obergerichts zu Gottorf.

Mit hohem Interesse, Herr Graf, habe ich Ihre Schrift: Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande (Hamburg bei Perthes und Besser 1830), in diesen Tagen gelesen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, welchen sie zu beleuchten unternommen haben, erregte, wie billig, meine ganze Aufmerksamkeit. Nur ein Mann wie Sie, mit Ihrer sittlichen Ueberlegenheit, von Ihrem Gehalte und Ihrer Haltung, konnte in einem Augenblicke seine Stimme über den Werth und die Würde seines Standes abgeben, ohne befürchten zu müssen, die stets geschäftige Lästertongue der Neologen gegen sich zu reizen. Freimuth und eine edle Gesinnung werden stets diesen Feind entwaffnen, und sollte auch die gestellte Aufgabe dem Publikum nicht genügend gelöst scheinen: so wird es dennoch dem Manne gewogen bleiben, der mit dem Bewußtsein einer guten Absicht seine Meinungen der Würdigung desselben in einer würdevollen Form darlegte.

Um so mehr aber darf ich von Ihrer Seite auf eine nachsichtige Aufnahme einiger Zweifel gegen die von Ihnen aufgestellten Behauptungen rechnen. Auch ich habe den besten Willen, sine ira et studio Ihnen meine Zweifel vorzulegen, und je weniger ich im Interesse eines Standes zu schreiben glaube, desto mehr hoffe ich den Vorwurf zu vermeiden, eine individuelle Meinung kränken zu wollen. Vielmehr achte ich jede Meinung, die ein Ausfluß inniger Ueberzeugung ist; nicht, als ob ich der Meinung huldbigte, die ich nicht theile, sondern weil ich jeden Mann von Bildung achte, welcher die Kräfte seines Geistes zur Herstellung einer gerundeten Ueberzeugung thätig werden ließ. Solche Ueberzeugungen sind individuelle Heiligthümer; mit ihnen erhebt sich der gebildete Mensch über die Fläche des Lebens und unterscheidet sich sichtlich von der Masse unter ihm, die sich behaglich an solche anschließt, welche ihr das unbequeme Geschäft des Denkens ersparen.

Es ist vielleicht eine nicht gleichgültige Folge unseres öffentlichen Lebens, daß bei der Masse verbreiteter guter Kenntnisse der gebildete Mann so wenig aufgefordert ist, über sein Verhältniß als Bürger und seine Wechselbeziehungen

zur Gesellschaft sich eine deutliche Vorstellung zu bilden. Aber man würde unbillig sein, sich darüber zu wundern. Bei dem geringen, ja bei dem hin und wieder reinpassiven Antheil, welchen die Verfassungen der meisten deutschen Staaten dem gebildeten Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten lassen, kann er sich unmöglich zu einem höheren Standpunkte erheben, als zu dem engherzigen eines guten Pfahlbürgers, zu dem selbstsüchtigen eines fleißigen Producenten, zu dem Loyalen, eines eifrigen Beamten, welcher bekanntlich jede freie Privatmeinung ausschließt, oder zu dem eines bevorrechteten Standes, der durch Grundbesitz, Feudalverus und selbst durch historische Erinnerungen einstiger hoher, politischer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit, ein Uebergewicht über alle Classen der Gesellschaft behauptet.

Fassen wir diesen Gesichtspunkt scharf ins Auge, Herr Graf, so müssen wir unbefangen gestehen, daß die Gesellschaft, wie sie ist, den Unterschied der Stände nur historisch und unwillkürlich festgehalten zu haben scheint. Ohne Revolutionen lassen sich sociale Grundfesten nicht auf einmal einreißen. Der Entwicklungsgang der gesellschaftlichen Vernunft, sobald er ruhig und ohne Gewaltthätigkeit fortschreitet, pflegt, von gegebenen festen Punkten aus, einem ihm selbst selten klaren Ziele unter mancherlei Wechsellern zuzustreben. Immer aber sind es Ideen, welche den Charakter der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Die Verwirklichung derselben im Leben beschäftigt Jahrhunderte, aber ihre allmähliche äußere Darstellung erzeugt erst die Klarheit und das Bewußtsein der Idee, und mit dieser Klarheit treibt die Menschheit unwillkürlich sich selbst nach dem Ziele der möglichst vollständigen äußeren Darstellung einer neuen Idee, die sich meist im geraden Widerspruche mit der alten befindet, und in diesem Widerspruche erstarkt. Die Vollendung aber der Entwicklung der alten Idee bedingt einen scheinbaren, culminirenden Stillstand derselben, und darin liegt der Keim ihrer angehenden Schwäche gegenüber der aufsteigenden neuen, von der sie allmählig von ihrer Höhe gedrängt wird, bis sie matt und abgelebt verschwindet.

Das eben ist der unendliche Reiz, den ein aufmerksames Betrachten der Vergangenheit und Gegenwart bietet, daß die Menschheit sich unaufhörlich zu entfalten, zu gestalten, und in dieser Gestalt zu verewigen trachtet, und doch immer wieder nach Verjüngung, nach Wiedergeburt und neuer Entwicklung ringt; wie es ja der einzelne Mensch sich so oft auch wünscht, da er am Ende des Lebens erst sieht, wie er hätte vom Anfange leben sollen. Aber ohne dieses gewaltige Agens müßte das Leben der Menschheit verkümmern; die Vernunft einer Zeit müßte die Vernunft aller folgenden Zeiten werden, und der Stillstand des Geisteslebens würde den Beobachter, ja die Menschheit selbst mit Ekel erfüllen. Mit ihm hingegen bewegt es sich in einer ewigen Reibung der

Kräfte, die ihm jene Funken ewigen Feuers entlockt, das es erwärmt und von Zeit zu Zeit selbst erhitzt. Nur darin erkennen wir die Einheit der ewigen Vernunft im Leben der gesammten Menschheit, und Frevel ist es, diese Einrichtung zu schmähen; Frevel, der sich oft schon schwer gerächt hat, ihr mit der Vermessenheit, sie vernichten oder meistern zu können, störend gegenüber zu treten. Sie ist, und ihr Dasein ist nur bedingt durch das Dasein des Menschengeschlechts und der ihm allein von der Gottheit verliehenen Vernunft.

Diese Betrachtung, Herr Graf, mußte sich mir als eine allgemeine, leitende aufdringen, sobald ich Ihre Schrift gelesen hatte. Ich läugne nicht, daß Sie selbst durch mehrere Andeutungen mich veranlaßt haben, sie anzustellen; allein die Vergleichung, die Anwendung ist das Resultat meines eigenen Nachdenkens. Sie selbst stellen den Gesichtspunkt der Ewigkeit — wenn ich so sagen darf — des Nels auf. Sie stützen ihn auf die Behauptung, daß die Natur selbst seine Fortdauer durch eine Rangordnung und Stufenleiter in der Vollkommenheit ihrer Schöpfungen bestimmt angedeutet habe. Sie bauen auf die Verschiedenheit in der nicht mit Vernunft begabten Schöpfung Ihre Theorie, daß in der vernünftigen Creatur eine ähnliche Verschiedenheit Statt finden müsse, und bilden aus der wirklichen Verwahrlosung einzelner Individuen das Axiom: es müsse in der bürgerlichen Gesellschaft eine Verschiedenheit des ideellen Werthes der sie bildenden Glieder in Folge jenes Naturgesetzes Statt finden. Denn was sollten Sie anders mit dem Sage meinen: „daß wir es selbst an künstlichen Vorrichtungen nicht haben fehlen lassen, die Vorzüge mancher vollkommeneren Gattungen der einzelnen Geschlechter der vernunftlosen Geschöpfe zu steigern und die Dauer derselben zu sichern?“ Die Anstalten, welche man zu Veredlung von Thieren, die theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen dienen, getroffen hat: sollten sie wohl einen Beweis, ja einen Grundsatz zur Befestigung Ihrer Ansicht liefern? Ich gestehe, daß ich nicht ohne Erröthen mich genöthigt sah, diese ihre Behauptung zu deuten. Sie selbst scheinen sich gescheuet zu haben, von diesem so oft belachten und von der gebildeten Gesellschaft im Innern Deutschlands längst verworfenen Parallelenbeweise einen deutlichen Gebrauch zu machen; und wenn ich daher auch selbst jene Andeutungen nicht zu billigen im Stande bin, kann ich doch nicht unterlassen, Ihrem Zartgefühl, das sich gegen dergleichen Unseligkeiten sträubt, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Obgleich überzeugt, daß Ihnen die Einwürfe gegen das, von Ihnen zu Gunsten des Adelsinstituts angerufene Naturgesetz nicht fremd sind, erlaube ich mir doch, dessen Anwendung auf den gegebenen Fall als unpassend zu bestreiten, und den Vorwurf langweiliger Wiederholung bekannter Dinge auf mich zu laden. Zugleich aber gestehe ich offen, daß der Wunsch, diesen unangenehmen, eine ganze achtungswerthe Klasse der Gesellschaft preisgebenden Ur-

sprungsbeweis für immer aus dem Felde der Erörterungen entfernen zu helfen, jede andere Rücksicht bei mir überwiegt. Jedoch besetige ich diesen Präliminarpunkt lieber in meinem nächsten Briefe, und bitte Sie, unterdessen die in diesem aufgestellten leitenden Gesichtspunkte Ihrer besonderen Prüfung zu würdigen.

Mit Hochachtung habe ich die Ehre ic.

Zweiter Brief.

An Herrn Grafen M. v. Moltke ic.

Sie nahmen, Herr Graf, einen Anlauf ab ovo, als Sie auf ein Naturgesetz die Nothwendigkeit des Adels bauten. Sie deuten jenes Naturgesetz an, gedenken der künstlichen Anstalten der Menschen, den edleren Schöpfungen der Natur Dauer zu geben; finden sodann einen Naturadel in der Verschiedenheit der Gaben und Gnaden, womit die weise Gottheit ihre Menschen ausgerüstet hat, begründet, und sehen aus den ältesten Zeiten herauf durch alle Vergesellschaftungen der Menschheit diesen Adel gleich dem rothen Faden sich ziehen, der sich nach Umständen hier so, dort anders ankündigt, und in Deutschland, überhaupt unter Germanen im Lehn- und Ritterwesen seine europäische Niederlassung an- und festknüpft.

Nun geschehe ich Ihnen, daß ich mich eben so wenig mit dem naturhistorischen als welthistorischen Theile dieser Andeutungen recht abzufinden weiß. Der Orient heut nirgends einen Adel in einem für Europäer bequemen Sinne. Nur ein Verhältniß ist mir bekannt, welches in Asien europäischen Rangverhältnissen als ähnelnd an die Seite gestellt werden kann, und wahrscheinlich auch den ältesten nord- und östlichen Germanenstämmen nicht unbekannt gewesen ist, wenn die alten Leges nicht täuschen. In Asien nämlich pflegt der Werth der Völker und Menschen vom Herrschen und Dienen abhängig zu sein. Das siegende Volk, welches die Nachbarn unterjochte, und seinen König zu ihrem Herrscher machte, war das beste und edelste; die übrigen unterworfenen Völker aber nahmen ihren Rang nach dem Herrschenden, je nachdem sie die Freiheit längere oder kürzere Zeit behauptet oder entbehrt hatten, oder nach Maßgabe ihrer örtlichen Entfernung vom herrschenden Volke. Reiche und Arme aber gab es überall und zu jeder Zeit; dagegen habe ich mich nicht überzeugen können, daß dieser Zufall im Orient jemals Rechte begründet habe, die auch nach dem Verluste des Reichthums hätten vererbt werden können. Die patriarchalische Majoratserbfolge kann ebenfalls hieher